

Peter Ruben und Hans Wagner

Sozialistische Wertform und dialektischer Widerspruch

Überlegungen zur entwicklungstheoretischen Auffassung des Arbeitswerts in der sozialistischen Produktion¹

Der von der 11. Tagung des ZK der SED geleistete bedeutsame Beitrag zur Weiterentwicklung unserer Wirtschaftspolitik lenkt mit Nachdruck auch die marxistisch-leninistische theoretische Forschung in die Richtung einer erheblichen Vertiefung des wissenschaftlichen Verständnisses der objektiven Zusammenhänge in der sozialistisch-kommunistischen Produktionsweise. Wenn, wie E. Honecker unterstreicht, „der Fortschritt auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens in immer stärkerem Maße von den wirtschaftlichen Ergebnissen beeinflusst“ wird², so muss sich der theoretische Fortschritt, soll er effektive praktische Konsequenzen haben, vornehmlich dadurch zeigen, dass die objektiven Einflussgrößen gerade unserer wirtschaftlichen Ergebnisse präziser und ihrer Darstellung nach handhabbarer erfasst werden. Wenn es gegenwärtig verstärkt darauf ankommt, „die Vorzüge unserer sozialistischen Gesellschaft wirksamer mit der wissenschaftlich-technischen Revolution zu verbinden“³, wenn

¹ Anlässlich der Wiederveröffentlichung dieser Arbeit möchten wir darauf hinweisen, dass der Autor seine in den 70er Jahren entwickelte Position zur Marxschen Theorie der Wertform in den 90er Jahren überdacht und reformuliert hat. Die neue Sicht hat er u.a. 1998 in seinem Aufsatz *Was bleibt von Marx' ökonomischer Theorie* vorgetragen, der Ihnen in dieser Online-Edition ebenfalls zu Verfügung steht. - Erstveröffentlichung der Arbeit von Ruben und Wagner in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 28. Jg., H. 10/1980, S.1218-1230. Die ss/ß- Rechtschreibung wurde angepasst. (Die Herausgeber)

² E. Honecker: Die nächsten Aufgaben der Partei bei der weiteren Durchführung der Beschlüsse des IX. Parteitages der SED. Berlin 1980. S. 28 f.

³ Ebd. S. 29

„durchgreifende Erfolge in der Erhöhung der Effektivität ohne eine umfassende wissenschaftliche Durchdringung der Produktion nicht mehr möglich“ sind⁴, dann ist es für die marxistisch-leninistische theoretische Forschung selbstverständlich, insbesondere auch die ökonomische Durchdringung der sozialistischen Produktion und Reproduktion rasch und entschieden zu vertiefen.

Eine der Hauptfragen in dieser Erkenntnisarbeit besteht natürlich darin, die Natur der Wertbildung und -realisierung im Sozialismus mit dem praktischen Ziel zu erklären, die Preisbildung auf geklärten theoretischen Grundlagen in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Gesetz der planmäßigen proportionalen Entwicklung der Volkswirtschaft zu realisieren. Darin dürfen die ökonomischen Leistungen der *Teilarbeiter* des sozialistischen *Gemeinproduzenten* nicht nur unter Voraussetzung eines gegebenen und subjektiv bekannten technologischen Standards bewertet werden, sondern es muss *zugleich* die über wertvolle Neuerungen durch einzelne Teilarbeiter (Betriebe und Kombinate) realisierte Veränderung des technologischen Standards, die eine Änderung der Proportionalität der Volkswirtschaftszweige ist, in die subjektive Bewertung vermittelt der Preisbildung eingehen.⁵ Die praktisch wesentliche Preisbildungsproblematik in der Durchsetzung der intensiv erweiterten sozialistischen Reproduktion erscheint theoretisch in der Frage: Wie ist der in einer von einem Teilarbeiter entwickelten Neuerung präsentierte ökonomische Wert zu *messen*? Mit welchem Preis ist dieser Wert zu realisieren?⁶

Nach unserer Auffassung kann dieses Problem theoretisch nicht wirklich gelöst werden, solange die Wertlehre an die Vorstellung der Zirkulation *für sich* gebunden bleibt. Das ist deshalb der Fall, weil in der Zirkulation als solcher, d. h. in der Zirkulation ohne Rücksicht auf die Produktion, die Erzeugnisse stets als gegeben – philosophisch gesprochen: als *daseiend* – unterstellt werden, nicht aber als sich im Prozess der gesellschaftlichen Durchsetzung befindend – philosophisch gesprochen: als *werdend*. Eine Neuerung, die sich schon durchgesetzt hat, ist keine Neuerung mehr, sondern Bestandteil des gesellschaftlichen Reichtums. Eine Neuerung als solche befindet sich stets im Akt der Durchsetzung, ist nicht gesellschaftlich wirklich, sondern muss gesellschaftlich wirklich werden. In diesem Durchsetzungsprozess aber muss sie sich überhaupt erst als *wirkliche* Neuerung beweisen. Im *Kampf* um die Verwirklichung der Neuerung – und in keiner anderen Situation – wird entschieden, ob in der vorgeschlagenen

⁴ G. Mittag: Über die Anforderungen nach der 11. ZK-Tagung auf der Arbeitsberatung der Bauakademie der DDR am 18. Januar 1980. In: *Nues Deutschland* vom 19. und 20. Januar 1980. S. 3

⁵ Man muss sorgfältig zwischen der *Wertmessung* und der *Bewertung* als subjektiver Zuordnung von Werten unterscheiden. Die Preisbildung steht vor der *doppelten* Aufgabe, erstens objektive ökonomische Werte (*verdinglichte* Werte im Sinne unserer weiteren Ausführungen) subjektiv festzustellen, zu erkennen, und zweitens zu entscheiden, ob die erkannten Werte in derselben Größe reproduziert werden sollen oder nicht, d. h., ob die Proportionalität der Wirtschaftszweige quantitativ erhalten oder geändert werden soll.

⁶ Unter Voraussetzung erweiterter Reproduktion müssen die Preise keineswegs die *heute* gegebenen Werte vorstellen) sondern so gebildet werden, dass die *morgen* gewollten Werte tatsächlich eintreten. Die quantitative Inkongruenz *gegebener* Werte und Preise ist Widerspiegelung der realen *Entwicklung*. Nur ein *abgeschlossenes* ökonomisches System würde diese Inkongruenz *nicht* kennen.

Neuerung in der Tat Neues *erscheint* oder nur Neues zu sein *scheint*, ob also die Neuerung *Erscheinung* oder bloßer *Schein* eines Neuen ist. Der Kampf ist es, der den Schein von der Erscheinung trennt, der entscheidet, ob eine Neuerung in Wahrheit „alten Wein in neuen Schläuchen“ vorstellt oder wesentlich Neues zur Erscheinung bringt. Demgemäß besteht das Preisbildungsproblem in der intensiv erweiterten sozialistischen Reproduktion darin, nicht nur das Dasein von Werten, sondern auch das *Werden* derselben in die ökonomische Kalkulation einzuführen. Damit ist natürlich klar die Frage nach dem Zusammenhang von *Entwicklung* und *Wert*, von *Beherrschung* der Entwicklung und *Preis* zur Debatte gestellt. Indem dies der Fall ist, versteht es sich, dass die theoretische Forschung in der Tat zu neuartigen ökonomischen Fragestellungen vordringen muss.

In der kapitalistischen Produktionsweise werden Neuerungen über die Konkurrenz der *Privateigentümer* durchgesetzt. Dabei bleiben die zahllosen Fehlschläge zumeist im dunklen und stellen sich in Gestalt von Pleiten dar. Nur die realisierten Neuerungen stehen im Licht und bringen den gehörigen Extraprofit, solange sie sich im Akt der Durchsetzung befinden. Das Gesetz dieser Realisierung durchschaut der Kapitalist theoretisch nicht; er hat nur „Intuitionen“ und kann sich im Nachhinein an die Brust klopfen und glaubhaft versichern, auf das richtige Pferd gesetzt zu haben. In der sozialistischen Produktionsweise aber ist die Konkurrenz mit der Liquidation des Privateigentums ausgeschlossen. Daher ergeben sich in ihr historisch völlig neuartige Bedingungen für die Durchsetzung wirklicher, d. h. wirksamer, Neuerungen. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als darum, die *Selektion* von Neuerervorschlägen nach ihrem Dasein als Repräsentanten des ökonomischen Werts auf dem Boden des sozialistischen Gemeineigentums *beherrschbar* zu machen. Und dieser Boden impliziert mit dem Ausschluss der Konkurrenz den Einschluss der *Kooperation* voraussetzungsgemäß unterschieden produzierender Mitarbeiter. Daher ist unseres Erachtens das Kernproblem in der Findung einer adäquaten Bewertung von Neuerungen die Frage nach der Wertbestimmtheit der Kooperation als solcher. Weil nämlich die Durchsetzung von Neuerungen, wie schön bemerkt, die Vergesellschaftung derselben ist, so ist die Frage nach der Bewertung dieser die Frage nach der *Bewertung der Kooperativität* der Mitarbeiter. Nicht die Produktivität des Mitarbeiters *für sich*, sondern seine Produktivität *für die anderen* Mitarbeiter desselben sozialistischen Gemeinproduzenten steht damit zur Beurteilung in der Preisbildung an.

Was hat diese ökonomische Problemlage mit dem Widerspruchsdenken der materialistischen Dialektik zu tun? Um diese Frage positiv zu beantworten, muss man zunächst einfach

den Sachverhalt beachten, dass *jeder* Neuerervorschlag im Sinne des gewöhnlichen Widerspruchsbegriffs des Alltagsbewusstseins⁷ ein *Widerspruch* gegen das bestehende technologische Niveau ist. Wer dem daseienden Zusammenhang der Teilarbeiter nicht widerspricht, ist selbstverständlich auch kein Neuerer. Aber, und erst damit wird der Widerspruch zum wirklichen Problem, es ist keineswegs jeder, der dem bestehenden Niveau widerspricht, schon allein deshalb auch ein Neuerer. Weil ausgedrückte Widersprüche im formulierten Gegensatz zum gegebenen Niveau jederzeit auch „alte Hüte“ in neuer Verpackung anbieten können, deshalb ist das Auftreten eines Widerspruchs *für sich* noch durchaus nicht als definitiver Ausweis einer wertvollen Neuerung zu betrachten. Mithin kommt es darauf an, Widersprüche zum Gegenstand des Erkennens so zu machen, dass wir auf Grund der entsprechenden Begriffsbildung imstande sind, sozusagen die „guten“ von den „schlechten“ Widersprüchen korrekt zu unterscheiden. Gute Widersprüche bedeuten Produktivitätszuwachs; schlechte Widersprüche bedeuten Produktivitätsabnahme – beides stets bezogen auf die Produktivität des sozialistischen Gemeinproduzenten, *niemals* auf irgendwelche Teilproduktivitäten individuell gefasster Teilarbeiter. Wird ein in diesem Sinne schlechter Widerspruch nicht durch gesellschaftliche Negation des präsentierten Gegensatzes ausgeschlossen, wird die *bestehende* Produktivität des Gemeinproduzenten in Frage gestellt. Wird umgekehrt ein in diesem Sinne guter Widerspruch nicht durch gesellschaftliche Negation des bestehenden Niveaus ausgeschlossen, so wird die Produktivitätssteigerung in Frage gestellt, d. h. die *progressive* Entwicklung, der substantielle *Fortschritt* des Gemeinarbeiters. Mit anderen Worten: Die Frage nach dem Wert von Neuerungen schließt die Frage nach der Wertbildung und -realisierung durch Entwicklungen ein, die ihrerseits, wie die materialistische Dialektik lehrt, durch Setzung und Aufhebung von Widersprüchen bestimmt ist. Daher stehen wir vor den Fragen: Was hat der ökonomische Wert mit der Entwicklung zu tun? Was hat der ökonomische Wert mit dem *Widerspruch* im Sinne der materialistischen Dialektik zu tun?

Mit dem Blick auf diesen Zusammenhang besteht also eine entscheidende Aufgabe der marxistisch-leninistischen theoretischen Forschung darin, die dialektisch-materialistische Widerspruchssicht mit der politisch-ökonomischen Wertlehre zu verbinden. Dies kann nicht anders als durch Kooperation verwirklicht werden, d. h. durch Aufhebung der wechselseitigen Abschließung der wissenschaftlichen Teilarbeiter gegeneinander samt ihres Rückzugs auf die jeweils besondere Fachkompetenz. Dass solche Aufhebung mühevoll ist – man braucht nur daran zu denken, dass mit der Existenz der verschiedenen wissenschaftlichen Fachsprachen selbstverständlich allerlei Missverständnisse auftreten können, die erst durch Herstellung einer *gemeinschaftlichen* Kommunikation zu beheben sind –, versteht sich. Dass sie weiter aber auch

⁷ Wird gegen einen Sachverhaltsausdruck S/P der negative Gegensatz $S/-A$ oder der gegenaffirmative Gegensatz S/\bar{P} in derselben Kommunikationsgemeinschaft ausgesprochen, so enthält diese den negativen Widerspruch S/P und $S/-P$ oder den affirmativen Widerspruch S/P und S/\bar{P} im Sinne des Alltagsbewusstseins. Sache der Wissenschaft ist es, diese Phänomene zu bestimmen.

die definitive Unterstellung der *Besonderheit* der Teilarbeiter einschließt, muss ausdrücklich betont werden. Kooperation wird nicht durch Subsumtion des einen unter den anderen erreicht (so ist der eine nur Mittel der Vorstellung des anderen), sondern durch unmittelbare Vergesellschaftung der unterschiedlichen Arbeitsfähigkeiten. Und selbstverständlich hat sie Effektivität erst dann, wenn sie wirklich zu einem Effekt führt. Wo sie effektlos bleibt, ist nur erst ihr Schein vorhanden, ihre Erscheinung noch ausstehend. Was insbesondere die Kooperation zwischen marxistisch-leninistischer politischer Ökonomie und Philosophie angeht⁸, so nehmen wir an, mit den vorgestellten Überlegungen verdeutlicht zu haben, dass sie ein wirkliches Bedürfnis vorfindet: Wie nämlich die Wertauffassung der politischen Ökonomie des Sozialismus im Interesse dieser Disziplin selbst weiterzuentwickeln ist, so ist die Widerspruchsauffassung des dialektischen Materialismus ebenso im Interesse dieser Disziplin weiterzubilden. Und wenn nun die Kooperation dazu führt, dass beide besonderen Aufgaben vermittels ihrer tatsächlich gelöst werden können, dann ist erwiesen, dass Kooperativität neben der individuellen Produktivität der Teilarbeiter einen *zusätzlichen* Produktivitätseffekt hat. Und dieser ist es überhaupt, der die spezifisch sozialistische Steigerung der Arbeitsproduktivität darstellt, der das Ziel des Übergangs zur intensiv erweiterten sozialistischen Reproduktion objektiv ist.

Wenn wir im folgenden den Zusammenhang der sozialistischen Wertbildung und -realisierung mit dem dialektischen Widerspruch in einer ersten Näherung zu bestimmen versuchen, so handelt es sich in diesem Versuch erstens um einen Neuerervorschlag im obigen Sinne und zweitens um ein Kooperationserzeugnis, um ein Erzeugnis also, das nicht darauf angelegt ist, *reine* politische Ökonomie oder *reine* Philosophie zum Ausdruck zu bringen. Wegen der Kooperation können wir nicht unterstellen, dass „Entwicklung“ ausschließlich eine Sache der reinen Dialektik bezeichnet und „Wert“ nur und nur eine Sache der Ökonomie. Solche Unterstellung wäre vielmehr Ausschluss der Kooperation. Denn man kann nur bezüglich *gemeinsamer* Gegenstände zusammenarbeiten. Wir setzen daher voraus, dass Entwicklungen *empirisch* dadurch zu konstatieren sind, dass gegebene Gemeinschaften von Individuen (biologisch z. B. räumlich und zeitlich bestimmte Populationen) Nachfolger erzeugen, die ihrerseits zu einem späteren Zeitpunkt die ursprünglich gegebenen Gemeinschaften gattungsgleich ersetzen. In diesem Sinne verstehen wir also unter „Entwicklungen“ zeitliche Folgen von Produktionen und Reproduktionen gegenständlich gegebener Gattungen (eine Gattung ist keine Menge im mathematischen Sinne, sondern durch das Verhältnis mindestens einer Eltern- zu ihrer Tochtergeneration gegeben). Wie wir meinen, ist dieser Entwicklungsbegriff sowohl Bestimmung empirischer Entwicklungen als auch Darstellung dessen, was *an sich* (nicht *an und für sich*) in der

⁸ Diese Kooperation ist inzwischen institutionell durch Bildung einer Forschungsgruppe an der Sektion Marxistisch-leninistische Philosophie der Humboldt-Universität unter Leitung von H. Steininger konstituiert worden und hat zu ersten Resultaten geführt. (Vgl.: H. Steininger/H. Wagner und C. Warnke (Hrsg.): Objektive Gesetze in methodologischer Sicht. Berlin 1978 - Manuskriptdruck des Zentralinstituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der DDR.) Auch unser Beitrag ist Resultat der Arbeit dieser Forschungsgruppe, wengleich natürlich sein Inhalt nur durch die Autoren zu verantworten ist.)

materialistischen Dialektik unter „Entwicklung“ verstanden wird. Er liefert uns die Möglichkeit, die konkrete Einheit der politischen Ökonomie des Sozialismus mit der materialistischen Dialektik zu denken, also den Zusammenhang des sozialistischen Werts mit dem dialektischen Widerspruch zu diskutieren.

1. Die Wertform des Gemeinaustauschs und der erscheinende dialektische Widerspruch

Indem Marx die historische Natur der kapitalistischen Produktionsweise aufdecken und damit die geschichtliche, objektive Aufgabe der Arbeiterklasse wissenschaftlich begründen will, unterstellt er im „Kapital“ den erscheinenden Reichtum der bürgerlichen Gesellschaft als „ungeheure Warensammlung“, die einzelne Ware als seine *Elementarform*⁹. In diesem Zusammenhang gebraucht Marx für „Ware“ die folgende Definition: „Nur Produkte selbständiger und *voneinander unabhängiger Privatarbeiten* treten einander *als Waren* gegenüber.“¹⁰ Nicht also, weil sich Erzeugnisse in irgendwelchen Tauschakten gegenüber treten, sind sie Waren, sondern weil dieses Gegenübertreten unter der genetischen Voraussetzung exklusiven Eigentums erfolgt. Nicht der Tausch *bildet* Waren, sondern Erzeugnisse von gegeneinander unabhängigen Produzenten werden durch den Tausch als Waren *realisiert*, weil sie bereits als Produkte gegeneinander äußerlicher Eigentümer gebildet worden sind. Der Tausch zieht nur die Konsequenz, dass die *Privatproduktion* schon gesetzt hat.

Ist aber der Tausch die Aufhebung des Erzeugnisses als Ware, weil die zugrunde liegende Privatproduktion das Erzeugnis als Ware gesetzt hat, so ist weiter klar, dass auch das Geld nicht (ebensowenig wie der Tausch) für die Existenz der Warenproduktion sozusagen verantwortlich gemacht werden kann. Da nämlich das Geld *des Privateigentums* als Exklusion einer besonderen Warenart in Erscheinung tritt, mithin Selektionsprodukt unter der Bedingung vieler vorangehender privater Tauschakte ist, so ist seine gegenständliche Existenz zwar Bestätigung der Existenz der Produkte als Waren, nicht aber *Grund* der Warenexistenz, sondern deren *Folge*.

Wenn schließlich der Geldumlauf durch bestimmte Gemeinwesen über die Einführung von *Scheinen* und *Münzen*, die man umgangssprachlich auch „Geld“ nennt, partiell ersetzt wird (zunächst innerhalb der entsprechenden Gemeinschaften), so ist wieder nicht der Tausch von Erzeugnissen gegen solche *Geldscheine* und *-münzen* (vorausgesetzt, die Münzen sind nicht unmittelbar Quanta der Geldware) Grund für das *Warendasein* der Produkte, sondern *Folge* des Einsatzes des gesellschaftlichen Bewusstseins im Interesse der Schaffung von *Zeichen* des schon vorhandenen Geldes.

Wir heben also hervor: Im Sinne der Marxschen ökonomischen Theorie ist das Auftreten von Arbeitsprodukten als Waren an die Voraussetzung der Existenz des Privateigentums im ganz allgemeinen Sinne der Existenz *verschiedener* Eigentümer gebunden. Diese Eigentümer können *für sich* sehr wohl Gemeineigentümer sein. Sie sind auch Privateigentümer im Sinne des Marxschen Begriffs, wenn sie *kein gemeinsames Eigentum* haben. „Privateigentum“ meint hier also nicht etwa speziell das *kapitalistische* Privateigentum, das der definitive Ausschluss

⁹ K. Marx: Das Kapital. 1. Bd. In: K. Marx/F. Engels: Werke. Bd. 23. Berlin 1962. S. 49. (Hervorhebung von uns P. R./H. W.)

¹⁰ Ebd. S. 57 (Hervorhebung von uns. P. R./H. W.)

des Gemeineigentums ist, also das *persönliche* Eigentum an den objektiven Arbeitsbedingungen einschließlich des realen Vermögens, fremde Arbeitskraft zu kaufen. „Privateigentum“ als Grund der Warenproduktion ist einfach exklusives Eigentum und besteht mithin, wenn mindestens zwei einander äußerliche Eigentümer über den Tausch zueinander ins Verhältnis treten. Aus der Entwicklung dieses Verhältnisses erklärt sich dann die Exklusion des Geldes (eine Reflexion der Exklusion der Eigentümer gegeneinander) und seine aktive Bezeichnung durch Druck von Geldscheinen und Prägung von Geldmünzen im Auftrage der Organe des Gemeinwesens.

Wir betonen diesen Zusammenhang, weil die Klärung der sozialistischen Wertbildung und -realisierung unseres Erachtens dadurch gehemmt wird, dass mit dem Terminus „Ware-Geld-Beziehungen“ zwar eine bestimmte *Vorstellung*, aber durchaus nicht auch ein exakt definierter *Begriff* im Rahmen der politischen Ökonomie des Sozialismus gemeint ist. Wenn wir richtig sehen, so wird die Existenz von Ware-Geld-Beziehungen als gegebenes Faktum betrachtet, das seinerseits die Existenz der Wertkategorien begründet. Nach der obigen Darstellung ist diese Auffassung aber problematisch. Wenn nämlich das Geld genetische Folge der massenhaften Wiederholung privater Tauschakte ist, aber – wie Marx feststellt – bereits der *einzelne* Tausch den Wert zur *Erscheinung* bringt, der im *Tauschwert* seine *Erscheinungsform* oder *Ausdrucksweise* hat¹¹, so ist der Wert längst da, ehe das Geld existiert, ja, er ist sogar an sich da, ehe es den Tausch gibt! Um dies einzusehen, hat man nur den genauen philosophischen Sinn des Begriffs der Erscheinung (sowie den Begriff des *Erscheinungsinhalts* – Marx spricht von „Gehalt“ – und der *Erscheinungsform*) zu berücksichtigen. Was in Erscheinung tritt, daher nicht unmittelbar als Erscheinung gegeben sein kann, muss eben deswegen etwas Ungegenständliches sein (nur Gegenstände kann man unmittelbar wahrnehmen). Und dies ist natürlich gar nichts anderes als das *Wirkungsvermögen*, das man in der *Naturerkenntnis* unter der Bedingung seiner Bestimmtheit relativ zu einem Körpersystem und zu einer gewissen Dauer „Energie“ nennt, während es als menschliches Wirkungsvermögen gerade die Arbeit einer bestimmten Gesellschaft mit Bezug auf eine bestimmte Dauer ist. Das nicht geäußerte Arbeitsvermögen tritt nicht in Erscheinung; Arbeitsvermögen tritt in Erscheinung, wenn es wirklich geäußert wird, und es bildet die Substanz der Erscheinung, wenn es in der Reproduktion als Gegenstand der Verwandlung in erneut verfügbares Arbeitsvermögen lebendiger und vergegenständlichter Art behandelt wird. Diese Verwandlung ist der objektive Inhalt des Tauschs.

Im Sinne dieser Überlegungen müssen wir festhalten: Der Wert ist nicht darum wirklich, weil Ware-Geld-Beziehungen existieren. Diese sind vielmehr umgekehrt deshalb wirklich, weil Werte unter Voraussetzung getrennter Eigentümer zirkulieren. Werte sind auch nicht deshalb wirklich, weil sie im Tausch als Tauschwerte in bestimmter *Form* erscheinen (so wäre die Wirklichkeit rein als Form definiert). Sie sind deshalb wirklich, weil die menschliche Arbeit a priori *gesellschaftlich* ist und im aktuellen Vollzug des Aufwands von Arbeitskraft zugleich so

¹¹ Vgl.: Ebd. S. 51

gerichtet ist, dass die Realisierung dieses Aufwands erneut konkrete Arbeit real ermöglichen muss. Die *Substanz* des Werts ist das sich in der *genetischen Folge* der aktuellen Arbeitsakte erhaltende und erweiternde *Arbeitsvermögen*. Es kann im Tauschwert nur nach seiner Form erscheinen, weil es als Inhalt oder Gehalt dieser Form an sich existiert. Und es existiert an sich, indem es als Vermögen der *Arbeiter* existiert. Ein Gemeinarbeiter, der mit der Äußerung seines Arbeitsvermögens, mit seinem Aufwand also nicht *zugleich* die Bedingungen der *Reproduktion* dieses Aufwands hervorbrächte, würde tatsächlich die *reale* Erhaltung seines Arbeitsvermögens riskieren, d. h. seine Entwertung als Möglichkeit setzen. Ein Aufwand, der überhaupt nicht reproduziert werden kann, bedeutet, dass der Wert die Größe Null annimmt, Gattungen, deren Wirkungsvermögen oder Substanz vom (abstrakten) Werte Null ist, sind nicht real existent.

In diesem Zusammenhang sei ausdrücklich betont: Wenngleich es richtig ist, dass die Werts substanz auf Grund der Abstraktion von der Besonderheit der Tauschwerte *durch das Erkennen determiniert* wird, so ist es doch ganz falsch anzunehmen, dass die *reale Existenz* der Werts substanz wegen dieser subjektiv verwirklichten Abstraktion gegeben ist. Jede wissenschaftliche Abstraktion kann immer nur etwas bestimmen, was an sich bereits existiert. Dies ist der einfache Inhalt der *materialistischen* Position im Verständnis der Abstraktionslehre. Die abstrakte Arbeit als Werts substanz *wird* also *nicht* durch die erkennende Abstraktion, sondern wird durch sie *determiniert*, subjektiv begriffen. Und der *Begriff* der abstrakten Arbeit ist nicht die *abstrakte Arbeit*, sondern ihre *bewusste Widerspiegelung*. Indem der Erkennende mithin von der Besonderheit der Tauschwerte abstrahiert, überzeugt er sich von der realen Existenz der abstrakten Arbeit und zeigt seine Überzeugung, indem er mit ihrem *Begriff* korrekt operiert. Wenn man also sozusagen „landläufig“ erklärt, die abstrakte Arbeit sei das „was übrig bleibt“ im Abstrahieren von der Verschiedenheit der Tauschwerte (man abstrahiert nicht von verschiedenen Tauschwerten, sondern von *der* Verschiedenheit aller vorgegebenen Tauschwerte), so darf man darin nicht der Illusion erliegen, man habe also nun diesen „Rest“ somit als besonderes Dasein hervorgebracht. Man hat vielmehr, ehe man subjektiv abstrahiert und darin den *Begriff* erzeugt, die *Sache* längst vorausgesetzt. Und diese Sache ist eben stets und niemals etwas anderes als das gesellschaftliche Arbeitsvermögen für sich, d. h. ohne Rücksicht auf die verschiedenen Arten seiner individuellen und kollektiven Träger. Demnach ist jede *wirkliche* ökonomische Wertlehre stets eine Lehre von der Erhaltung und Mehrung des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens mittels der Folge der aktuellen Produktionen und Reproduktionen. Eine subjektive Wertlehre ist eine *Contradictio in adjecto*, die nur deshalb als solche nicht erkannt wird, weil die Termini „Wert“ und „Bewertung“ in ihrer Bedeutung nicht auseinandergelassen werden. Wo subjektiv bewertet wird, handelt es sich um die *Erzeugung von Vorstellungen für objektive Werte*, ökonomisch gesprochen also um Preisbildung. Und wo „Wert“ und „Preis“ als Synonyma gelten, kann auch „subjektive Wertlehre“ den Schein einer objektiven Bedeutung haben.

Wenn nun der Tauschwert im Sinne der Marxschen ökonomischen Theorie die Erscheinungsform des Werts ist, dessen Substanz das gesellschaftliche Arbeitsvermögen ist, wie kommen wir dann im Sozialismus zur Feststellung der realen Existenz von Tauschwerten? Gar keine Frage, mit Bezug auf den *internationalen* Austausch ist der sozialistische Gemeinproduzent mit Tauschwerten in Gestalt aller jener Waren konfrontiert, die er importiert, d. h. von *anderen* Eigentümern erhält. Seine Gegenleistungen sind daher Ergebnisse seiner *Warenproduktion* im genauen Sinne des Marxschen Begriffs. Mit Recht notiert daher H. Richter als eine Ursache „für die Warenproduktion und die Existenz der Ware-Geld-Beziehungen“ im Sozialismus „die Außenwirtschaftsbeziehungen der sozialistischen Länder mit anderen Ländern“ und auch untereinander (falls nicht innerhalb gemeinsamen Eigentums zirkuliert wird).¹² Wie aber steht es um die *Innenwirtschaftsbeziehungen* ein und desselben sozialistischen Gemeineigentümers? Da in diesen *keine* Privatproduzenten einander gegenüber treten, sondern *Teilarbeiter* als Organe desselben Gesamtarbeiters, der empirisch real als *Gemeineigentümer* besteht, so ist klar, dass die Teilarbeiter untereinander gerade *keine Waren* im Sinne des Marxschen Warenbegriffs austauschen. Zweifellos aber tauschen sie aus. Und indem sie tauschen, sich darin wechselseitig ihre verbrauchten Produktionsbedingungen ersetzend, konstituieren sie auch *Tauschwerte*, ohne Waren zu realisieren.

Wie können wir uns diese *unmittelbar gesellschaftliche* Tauschwertbildung theoretisch, einsichtig machen? Unseres Erachtens vermittelt der folgenden Überlegung: Besteht die Gemeinschaft des gesellschaftlichen Gesamtarbeiters aus *n* Teilarbeitern (und sie besteht immer nur aus endlich vielen), und verbraucht jeder Teilarbeiter in seiner Teilproduktion Produkte aller anderen Teilarbeiter als Produktionsbedingungen, so müssen sich die Teilarbeiter als *eine* Gemeinschaft aus dem gesellschaftlichen Gesamtprodukt *P* ihre verbrauchten, nicht mehr daseienden lebendigen und gegenständlichen Arbeitsbedingungen ersetzen. Im einfachsten Fall, nämlich in dem der erneuten Produktion auf gleicher Stufenleiter (durch einfache Reproduktion vermittelt), müssen die zu ersetzenden Arbeitsbedingungen im gleichen Umfange aus *P* geliefert werden. Mit anderen Worten: Um erneut auf gleicher Stufenleiter zu produzieren, muss der Gemeineigentümer seine Produkt so distribuieren, dass den nicht mehr daseienden, weil verbrauchten Produktionsbedingungen Produkte so gegenübergestellt werden, dass sie durch die einfache *Reproduktion* in *neue* Produktionsbedingungen verwandelt werden. Darin treten die *seienden* Produkte den *nichtseienden* Produktionsbedingungen gegenüber. Und die Umwandlung dieser Produkte in erneut seiende Produktionsbedingungen ist Inhalt des, wie wir sagen wollen, *Gemeinaustauschs*, der darin den *Gebrauchswert* charakter der Produkte feststellt (objektiv beurteilt).

Betrachten wir zunächst den Gemeinproduzenten im Akt der Produktion, so können wir

¹² H. Richter/W. Schließer: Die Warenproduktion im Sozialismus. Berlin 1979. S. 33

ihn durch das folgende System von Produktionsgleichungen¹³ beschreiben:

$$(1) \quad n_{11}e_1 + n_{12}e_2 + \dots + n_{1k}e_k + \dots + n_{1n}e_n \Rightarrow n_1e_1$$

$$(2) \quad n_{21}e_1 + n_{22}e_2 + \dots + n_{2k}e_k + \dots + n_{2n}e_n \Rightarrow n_2e_2$$

⋮

⋮

⋮

$$(k) \quad n_{k1}e_1 + n_{k2}e_2 + \dots + n_{kk}e_k + \dots + n_{kn}e_n \Rightarrow n_ke_k$$

$$(n) \quad n_{n1}e_1 + n_{n2}e_2 + \dots + n_{nk}e_k + \dots + n_{nn}e_n \Rightarrow n_ne_n$$

Links von den Pfeilen (die den Produktionsvorgang für sich anzeigen sollen) sind die im Produzieren sich verbrauchenden Produktionsbedingungen verzeichnet; die „ n_{ij} “ bezeichnen dabei feste natürliche Zahlen, die „ e_j “ dagegen definierte Gebrauchswerteinheiten¹⁴, deren Gebrauchswert gerade durch den *Verbrauch* beim Produzieren materiell erwiesen wird. Rechts von den Pfeilen stehen die Produkte der Teilarbeiter, die natürlich erst wirklich da sind, wenn die Produktionsbedingungen nicht mehr da sind. Ihre Summe ist das gesellschaftliche Gesamtprodukt $P = \sum_{i=1}^n n_i e_i$, das als solches Eigentum des Gemeinproduzenten ist

Soll nun dieser einmalige Produktionsakt wiederholt werden und gehen in die erneute Produktion nur solche Bedingungen ein, die produziert worden sind, so muss offensichtlich aus P der Ersatz der verbrauchten Produktionsbedingungen erfolgen. Dies heißt aber nichts anderes als die tatsächliche Gegenüberstellung der Lieferungen jedes Teilarbeiters an alle anderen zu den Lieferungen aller anderen an jeden einzelnen. Der k -te Teilarbeiter liefert an alle anderen ein Teilprodukt P_k in Höhe von $\sum_{i=1}^n n_{ik} e_k$. Und dafür bekommt er Produktionsbedingungen von allen anderen in Höhe von $\sum_{i=1}^n n_{ki} e_i$. Damit aber tritt vom Standpunkt des k -ten Teilarbeiters der einfache Wertausdruck $\sum_{i=1}^n n_{ik} e_k = \sum_{i=1}^n n_{ki} e_i$ ein, vom Standpunkt

¹³ Vgl.: P. Sraffa: Warenproduktion mittels Waren. Berlin 1968. Diese Ausgabe wurde vom Suhrkamp Verlag übernommen und erschien in der „edition“ in Frankfurt a. M. 1976 mit Nachworten von B. Schefold. Wir unterstreichen die Bedeutung dieses Werks, weil es den Austausch aus der Produktion zu erklären versucht. Allerdings sind die Erklärungsmittel *analytischer* Natur, und daher setzt das wirkliche Verständnis der Arbeit Sraffas die Bekanntschaft mit der Mathematik voraus. Wir übernehmen seine an der linearen Algebra orientierte Darstellungsart für Produktionssysteme und verwenden den Terminus „Produktionsgleichung“ im ähnlichen Sinne wie Chemiker und Physiker von „Reaktionsgleichungen“ sprechen, ohne in Konflikt mit der mathematischen Algebra zu geraten

¹⁴ Gebrauchswerteinheiten definiert z. B. unsere Landwirtschaft: 1 Getreideeinheit ist diejenige Menge von Erzeugnissen der Pflanzenproduktion, die dem Nährstoffgehalt von 11 Gerste entspricht 1 Großvieheinheit ist diejenige Menge von Erzeugnissen der Tierproduktion, die 1 Tier von 500 kg Lebendgewicht entspricht. Solche Gebrauchswerteinheiten sind das „harte Geld“ des Sozialismus

der übrigen Gemeinschaft von n-1 Teilarbeitern dagegen der einfache Wertausdruck $\sum_{i=1}^n n_{ki}e_i = \sum_{i=1}^n n_{ik}e_k$. Dieser Wertausdruck ist der empirische Beweis für die objektive Realität des Arbeitswerts unabhängig von der Voraussetzung des Privateigentums. Er besteht nicht etwa deshalb, weil die Gemeinschaft ihn auch *will*, sondern zunächst und vor allem deshalb, weil er die einfache Reproduktionsbedingung ist, die *objektive* Gleichgewichtslage also, deren Einhaltung die *optimale* Reproduktion im Falle ungeänderter Produktionsbedingungen bei gleicher Stufenleiter der Produktion gewährleistet. Wird dieser Wertausdruck nicht realisiert, so wird das Optimum verletzt, d.h. Arbeitsvermögen vergeudet. Im Verlust von Arbeitsvermögen auf Grund nichtoptimaler Reproduktion macht sich daher das Wertgesetz bemerkbar, das seinerseits natürlich nicht „wirkt“, sondern nur der allgemeine Ausdruck des Reproduktionswirkens der Teilarbeiter und ihres Gemeinwesens ist.

Was unterscheidet den im Gemeinaustausch realisierten Tauschwert vom Tauschwert des Privataustauschs (des Warenaustauschs also)? Offenbar ist es hier nicht so, dass der relative Wert des k-ten Teilarbeiters $\sum_{i=1}^n n_{ik}e_k$ etwa *viele*, voneinander unabhängige Tauschwerte hat. Er hat *genau einen*, nämlich $\sum_{i=1}^n n_{ki}e_i$. Dieser ist weiter nicht ein *einzelnes*, individuelles Teilprodukt, sondern die *Summe aller anderen* Teilprodukte, hat also *unmittelbar gesellschaftlichen* Charakter (und daher auch eine sinnlich-gegenständlich wahrnehmbare *Form* in der Proportion seiner Anteile). Auch der relative Wert des k-ten Teilarbeiters hat unmittelbar gesellschaftlichen Charakter, indem er die Summe aller Produktionsbedingungen des Gesamtarbeiters von der Art e_k ist. Es gibt zwar *viele* Tauschwerte im Gemeinaustausch, nämlich ebenso viele wie Teilarbeiter des Gemeinproduzenten, aber diese vielen Tauschwerte, weil sie unterschiedenen Teilarbeitern zugeordnet sind, lassen gar nicht erst die Illusion eines reinen Quantitätsverhältnisses zu. Die Abstraktion kann hier also nicht mit der Auswahl einer Tauschwerteinheit verwechselt werden, sondern liefert nichts anderes als genau den Begriff des *sozialistischen* bzw. *gesellschaftlichen* Werts, dessen Substanz, wie schon gesagt, das Arbeitsvermögen ist. Wenn man den Terminus „Tauschwert“ allein der Bezeichnung der Situation im Privataustausch vorbehalten will, so kann man das natürlich tun und muss dann für die Situation im Gemeinaustausch einen neuen Namen verwenden – z. B. „Ersatzwert“ oder „Reproduktionswert“. Dann hat man eben die Lage, dass im Gemeinaustausch der Ersatz- oder Reproduktionswert Erscheinungsform des Wertes ist. Diesen jedenfalls wird man natürlich nicht durch Umbenennung los. Daher ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir die oben angegebene Reproduktionsbedingung unter den Begriff der *sozialistischen einfachen* Wertform subsumieren.

Wir müssen an dieser Stelle unbedingt darauf hinweisen, dass Marx im 3. Band seines

„Kapitals“, in dem er die konkrete Einheit der Kapitalproduktion und -Zirkulation als „Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion“ charakterisiert, die hier explizierte Wertform der Sache nach als jene unmittelbar gesellschaftliche Bestimmtheit der Produktion überhaupt angibt, die sich im kapitalistischen Austausch *hinter dem Rücken* der beteiligten Privateigentümer durchsetzt: „Soweit die Gesellschaft Bedürfnisse befriedigen, einen Artikel zu diesem Zweck produziert haben will, so muss sie ihn zahlen. In der Tat.[...]kauft die Gesellschaft diese Artikel, indem sie auf ihre Produktion einen Teil ihrer disponiblen Arbeitszeit verwendet [...]. Der Teil der Gesellschaft, dem es durch die Teilung der Arbeit zufällt, seine Arbeit in der Produktion dieser bestimmten Artikel zu verwenden, muss ein Äquivalent erhalten durch gesellschaftliche Arbeit, dargestellt in den Artikeln, die seine Bedürfnisse befriedigen.“¹⁵ Was wir vorschlagen, ist somit nichts anderes als die genaue Beachtung des zitierten Marxschen Gedankens unter der zusätzlichen Voraussetzung, dass die sozialistische Gesellschaft dieses Äquivalent im Interesse der Planung und Abrechnung der Produktion *theoretisch dargestellt* braucht.

Nimmt man unseren Vorschlag zur Bestimmung des Begriffs der einfachen sozialistischen Wertform an, so akzeptiert man – wegen der damit vorausgesetzten Wertformtheorie¹⁶ – auch die Feststellung, dass im sozialistischen Gemeinproduzenten das Verhältnis eines jeden *Teilarbeiters zur Gemeinschaft* der übrigen n-1 Teilarbeiter ein Verhältnis *polarer Gegensätze* ist, also genau jenen erscheinenden Widerspruch darstellt, von dem seit Marx' Begriffsbildung im Jahre 1843¹⁷ in der materialistischen Dialektik die Rede ist. Er ist – mit dem „Kapital“ zu sprechen – nicht die Aufhebung des wesentlichen Widerspruchs der sozialistischen Produktion, sondern seine Lösung, d. h. „die *Form*, worin“ er „sich bewegen“ kann.¹⁸ Diese Lösung ist unseres Erachtens die historische Spezifik des Sozialismus, insofern er sich vom Kommunismus unterscheidet. Sie unterstellt das sozialistische Leistungsprinzip, das werttheoretisch im äquivalenten Austausch zwischen jeweils einem Teilarbeiter und der verbleibenden Gemeinschaft von n-1 Teilarbeitern zum Ausdruck gebracht wird. Sie ist nur dadurch aufhebbar, dass die Steigerung der Arbeitsproduktivität zu einem Zustand führt, in dem nicht mehr die *notwendige*, sondern die *freie* Zeit Maß der konkreten Arbeit ist.¹⁹ Diese eigentlich kommunistische Ökonomie der Arbeit kann aber selbstverständlich nur wirklich angesteuert werden, wenn die sozialistische Lösung des ökonomischen Widerspruchs zwischen individueller und gesell-

¹⁵ K. Marx: Das Kapital. 3. Bd. In: K. Marx/F. Engels: Werke. Bd. 25. Berlin 1953. S. 196

¹⁶ Vgl. neben dem „Kapital“ dazu auch: K. Marx: Die Wertform. In.- K. Marx/F. Engels: Kleine ökonomische Schriften. Berlin 1955. S. 262ff.

¹⁷ Vgl.: K. Marx: Kritik des Hegelschen Staatsrechts. In.- K. Marx/F. Engels: Werke. Bd. 1. Berlin 1957. S. 279 ff.

¹⁸ K. Marx: Das Kapital. 1. Bd. A. a. 0., S. 118

¹⁹ Man verwechsle die *freie* Zeit nicht mit der Freizeit. Die freie Zeit wird in der Mehrproduktion (im Gegensatz zur notwendigen Zeit) realisiert, die Freizeit aber jenseits der Produktion. (Vgl. dazu: K. Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin 1953. S. 595f.)

schaftlicher Produktion (das sind die beiden dialektischen Gegensätze der sozialistischen Gemeinproduktion) auch theoretisch im sozialistischen Bewusstsein vorhanden ist und daher Basis der wirtschaftsleitenden Planung und Rechnungsführung sein kann. Zur Realisierung dieser Bedingung ist selbstverständlich erhebliche Forschungsarbeit erforderlich. Sie muss zur detaillierten Explikation der Bewegungsform des Widerspruchs der sozialistischen Produktion führen, damit für die Praxis genau überschaubar ist, welche Konsequenzen die theoretische Darstellung dieser Bewegungsform einschließt, was man also real zu erwarten hat, wenn man diese Theorie der Praxis zugrunde legt.

Im folgenden, wollen wir an dieser Stelle nur auf eine, unseres Erachtens aber sehr wesentliche Konsequenz des vorgeschlagenen Begriffs der einfachen sozialistischen Wertform eingehen. Sie betrifft die entscheidende Frage, ob die Beachtung des Wertgesetzes im Sozialismus erzwingt, den realen Gemeinaustausch so zu organisieren, dass er als *äquivalenter* Tausch jeweils zwischen *individuell* fixierten Teilarbeitern verwirklicht werden muss

oder nicht. In der Beantwortung dieser Frage wird zugleich im einfachsten theoretischen Fall verdeutlicht, wie das *kooperative* Moment der Arbeitsfähigkeit in der Wertbildung und -realisierung erscheint.

2. Gleichheit und Ordnung im Gemeinaustausch

Zunächst ist aus rein mathematischen Gründen klar, dass die abstrakte Gleichheit (Äquivalenz) zweier Summen keineswegs impliziert, dass auch die *Summenglieder* (Summanden) untereinander bei entsprechender Zuordnung in dieser Relation stehen müssen. Mit anderen Worten: Die *Äquivalenz* des Gemeinaustauschs kann sehr wohl und wird im allgemeinen auch tatsächlich über die Nichtäquivalenz der zugehörigen Individualtauschhandlungen realisiert. Um dies anschaulich einzusehen, wollen wir im folgenden anhand eines Beispiels von Sraffa dieses ökonomisch für den Sozialismus bedeutsame Phänomen elementar verdeutlichen. Wir unterstellen die folgende Gemeinproduktion, die sich aus drei Teilproduktionen zusammensetzt:

- (1) 240 qr Weizen + 12 t Eisen + 18 Schweine \Rightarrow 450 qr Weizen
- (2) 90 qr Weizen + 6 t Eisen + 12 Schweine \Rightarrow 21 t Eisen
- (3) 120 qr Weizen + 3 t Eisen + 30 Schweine \Rightarrow 60 Schweine

Aus diesem Produktionsschema²⁰ ist sofort zu ermitteln, dass der Teilarbeiter (1) für die Abgabe von 210 qr Weizen eine Einnahme von 121 t Eisen + 18 Schweine erzielen *muss*, soll:

²⁰ P. Sraffa: Warenproduktion mittels Waren. S. 22

er einfach reproduzieren. Das aber bedeutet nichts anderes als die Setzung der einfachen Wertform: $210 \text{ qr Weizen} = 12 \text{ t Eisen} + 18 \text{ Schweine}$ durch die Teilproduktion von (1). Diese Setzung ist nicht durch den Willen von (1), sondern durch die *Proportionalität* in den Produktionsbedingungen des präsentierten Gemeinproduzenten gegeben. Die Proportionalität ist nichts „Abstraktes“ oder Geheimnisvolles, sondern schlicht Ausdruck der Verteilung der gemeinschaftlichen Produktionsmittel auf die unterschiedlichen Glieder des Gemeinproduzenten, der die Verteilung der lebendigen Arbeitsfähigkeiten auf die Teilproduzenten entspricht (die Proportionalität ist also *doppelt* da: einmal in der Qualifikationsstruktur des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens, das andere Mal in der Verteilung der objektiven Arbeitsbedingungen).

Nun ist klar, dass (1) die 121 t Eisen von (2) für 90 qr Weizen, die 18 Schweine von (3) für 120 qr Weizen erhält und erhalten *muss*, will sich der Gemeinproduzent einfach reproduzieren. Damit stellt sich sozusagen die „Gretchenfrage“ der sozialistischen Wertlehre: Wenn die *Äquivalenz*: $210 \text{ qr Weizen} = 12 \text{ t Eisen} + 18 \text{ Schweine}$, die Einhaltung des Wertgesetzes in der einfachen Reproduktion des vorgestellten Gemeinproduzenten zum Ausdruck bringt, ist dann auch anzunehmen, dass die entsprechenden Teilarbeiter im *individuellen* Austausch *äquivalent* austauschen? Ist also unter Voraussetzung der werttheoretisch erforderlichen Äquivalenz des Gemeinaustauschs der zugehörige Individualaustausch durch die Formen $90 \text{ qr Weizen} = 12 \text{ t Eisen}$ und $120 \text{ qr Weizen} = 18 \text{ Schweine}$ *gültig* (wahr) ausgedrückt?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir jetzt genau das tun, was in der weltanschaulichen Debatte der Gegenwart durch G. Lukács zum erklärten Stein des Anstoßes gemacht worden ist: Wir müssen den in der einfachen Wertform des Gemeinaustauschs dargestellten Wert *verdinglichen*: wir müssen also vom *Wertverhältnis* (d. h. dem Wert *des Verhältnisses*) zu Wertdingen übergehen.²¹ In dieser Verdinglichung gewinnen wir mit der Setzung eines *Wertmaßstabs*, eines *gegenständlichen Wertmittels* die *Wertverhältnisse* als *Relationen* zwischen *Wertdingen*, die man in der Mathematik einfach „Werte“ nennt. Es ist die Verdinglichung von Verhältnissen, welche diese im Sinne des formal-logischen und mathematischen Begriffs zu „Relationen“ bzw. „Funktionen“ aufhebt. Verhältnisse im Sinne der Dialektik des erscheinenden Widerspruchs sind keine Relationen im Sinne der Mathematik und Logik. Die Verwechslung von „Verhältnis“ und „Relation“ ist daher verhängnisvoll. Sie verschüttet den begreifenden Zugang zur Natur der dialektischen Begriffsbildung. Sie unterstellt schon immer die Verdinglichung und muss daher die Wertdinge, die dinglichen Werte (die man in aller mathematisierenden Theoriebildung kurz „Werte“ nennt), als an sich gegeben annehmen. Dagegen opponiert die Dialektik unweigerlich (und insofern hat Lukács richtig argumentiert). Aber sie kann diese Opposition den mathematisierenden Theoretikern nur und nur dann *erklären*,

²¹ Vgl.: G. Lukács: *Geschichte und Klassenbewusstsein*. Darmstadt/Neuwied 1968. S. 170ff. Hier bemerkt Lukács nur die negative Seite der Verdinglichung und sieht nicht, dass die *Konstruktion* von *Mitteln* zur realen Ausführung algebraisch bestimmbarer Operationen ihre positive Seite ist. Dies bemerkt man, wenn man sich auf die Frage einlässt: Wo kommen die Werte der Logik (Wahrheitswerte) und Mathematik (Zahlen) her?

wenn sie die Verdinglichung im korrekten Sinne ihres eigenen Begriffs als *Aufhebung* von Verhältnissen *im Denken*, also als *Denkentwicklung* im genauen Sinne verdeutlicht (und dies hat Lukács nicht getan). Denn wenn man gegen Wertdinge nur opponiert, bestreitet man dem mathematischen Operieren die gegenständlichen Mittel, an denen es sich überhaupt nur realisieren kann, bestreitet man also – wenngleich dies so nicht gewusst wird – der Mathematik und klassischen formalen Logik die Existenzberechtigung. Dass sich daher die Vertreter dieser spezifischen Fähigkeit des wissenschaftlichen Gemeinarbeiters gegen solche Opposition nachdrücklich wenden, versteht sich dann von selbst. Und solange das Phänomen der Verdinglichung als dialektische Aufhebung von *objektiven Wertverhältnissen* zu diese widerspiegelnden *Relationen* zwischen *subjektiv* gedachten *Wertdingen* nicht effektiv wissenschaftlich dargestellt ist, wird der abstrakte Gegensatz zwischen gegen Verdinglichung opponierenden reinen Dialektikern und Wertdinge verwendenden reinen Logikern und Mathematikern (die weltanschaulich dann gern „Systemtheoretiker“ genannt werden) als perennierender Widerspruch sein ungemütliches Dasein haben.

Im folgenden wollen wir die Verdinglichung der Wertverhältnisse allgemein für ein System von drei Teilarbeitern zeigen, um sodann unsere obige Frage zu beantworten, ob der darin auftretende Individualaustausch äquivalent ist oder nicht. Unser System ist also:

- (1) $n_{11}e_1 + n_{12}e_2 + n_{13}e_3 \Rightarrow n_1e_1$
- (2) $n_{21}e_1 + n_{22}e_2 + n_{23}e_3 \Rightarrow n_2e_2$
- (3) $n_{31}e_1 + n_{32}e_2 + n_{33}e_3 \Rightarrow n_3e_3$

Unter der Bedingung seiner einfachen Reproduktion impliziert es die folgenden drei einfachen Wertformen des Gemeinaustauschs:

- (1a) $(n_{21} + n_{31})e_1 = n_{12}e_2 + n_{13}e_3$
- (2a) $(n_{12} + n_{32})e_2 = n_{21}e_1 + n_{23}e_3$
- (3a) $(n_{13} + n_{23})e_3 = n_{31}e_1 + n_{32}e_2$

Wir betonen erneut: Die drei einfachen Wertformen sind keine willkürlichen subjektiven Setzungen (Hypothesen einer Theorie), sondern Ausdrücke der objektiven Gleichgewichtsbedingung der einfachen Reproduktion. Sie stellen sozusagen das Resultat der ökonomischen *Wägung* dar, d. h. ein *objektiv-reales* Verhältnis, von dem Engels in genialer Einsicht erfasst

hat, dass es der *Naturgegenstand* der Mathematik ist²², also Bedingung der Mathematik als einer Wissenschaft, die uns Erkenntnisse von der *objektiven Realität* mitteilt – nicht etwa „freie Schöpfungen des Geistes“ oder „Sprache“, wie der philosophisch denkfaule Positivismus suggeriert. Die ökonomische Wägung ist im Unterschied zur physikalischen, die uns ja den Zugang zur Dynamik eröffnet, nicht ein *synchronischer*, sondern ein *diachronischer* Vergleich. Sie vergleicht also nicht Daseiendes mit Daseiendem relativ zu einem Gravitationszentrum, sondern Daseiendes mit *Nichtdaseiendem* relativ zur einfachen Erhaltung einer Gattung in der genetischen Folge ihrer individuellen Realisierungen. Die erkennende Determination des objektiv-realen ökonomischen Gleichgewichts aber ist die Fundamentalbedingung der wirklichen Vereinigung von Ökonomie und Mathematik. Nur unter Voraussetzung erkannter realer Gleichgewichte sind *objektiv* begründete Maße gegeben und subjektiv über Maßstäbe (Maßeinheiten) operativ zu beherrschen, d. h. zu *messen*. Eine ökonomische Messung ohne ökonomische Wägung ist nichts als subjektive Kalkulation.²³

Sind nun unsere obigen drei einfachen Wertformen objektive Ausdrücke des ökonomischen Gleichgewichts, so sind sie zugleich Äquivalenzausdrücke im Sinne des mathematischen Erkennens, sie sind also als *erscheinende Widersprüche* die *Subjekte*, deren *Eigenschaften die Äquivalenzen* sind. Anders gesagt: Haben wir einen objektiven erscheinenden Widerspruch, so heißt das Moment der *Einheit* seiner polaren Gegensätze „Äquivalenzrelation“ im bekannten Sinne dieses Ausdrucks. Eine objektiv-reale Äquivalenzbeziehung – so lautet unser Lösungsvorschlag für das Problem der Klärung des Zusammenhangs von Mathematik und Dialektik – ist stets die Seite der *Einheit* im *erscheinenden* Widerspruch; darin ist von der Seite des Kampfs der Gegensätze, d. i. der Entgegensetzung der äquivalenten Subjekte, abgesehen, abstrahiert – und folglich diese Einheit eben die *abstrakte Gleichheit*.²⁴

Indem wir auf diese Weise den Zusammenhang der mathematischen Äquivalenz mit der dialektischen Wertform begrifflich bestimmen (nochmals: „mathematische Äquivalenz“ bezeichnet *eine Eigenschaft* dessen, was „erscheinender Widerspruch“ oder „Wertform“ beinhaltet – nämlich das mögliche Abstrakte als eine der Eigenschaften des Konkreten, dessen andere Eigenschaft das *Nichtabstrakte* ist, d. i. der *Kampf* der polaren Extreme), können wir natürlich

²² Vgl.-. F. Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. In: K. Marx/ F. Engels: Werke. Bd. 20. Berlin 1962. Hier heißt es: „Die reine Mathematik hat zum Gegenstände die Raumformen und Quantitätsverhältnisse der wirklichen Welt.“ (S. 36) Darin meint „Quantität“ natürlich nicht „Vielheit von Einheiten“, sondern „Verhältnis der Qualität zum Maß“.

²³ Die bisher fehlende Einigung von politischer und mathematischer Ökonomie hat unseres Erachtens genau darin ihren Grund, dass das objektive ökonomische Wägen nicht subjektiv bestimmt ist. Wo ist die wirkliche Waage der Ökonomie? Wenn wir richtig sehen, so enthält sie auf der einen Seite die wirklich verbrauchten Arbeitsbedingungen und auf der anderen Seite die wirklich als neue Arbeitsbedingung verbrauchbaren Produkte unter der Norm, die Produktionsgemeinschaft einfach zu reproduzieren, d. i. physisch auf demselben Niveau zu erhalten. In der Biologie tritt eine ähnliche Waage im Wechselspiel von Reproduktion und Selektion auf.

²⁴ Die Gleichheit ist also abstrakt, wenn vom Kampf der Gegensätze abgesehen wird; die Gleichheit ist konkret, wenn sie als *Gegensatz eben dieses Kampfes* bestimmt ist.

davon ausgehen, dass die gegenständlichen Gegensätze im erscheinenden Widerspruch auch an sich das Moment der abstrakten Gleichheit haben, das man daher im Erkennen an und für sich entwickeln kann. Verhältnisse sind ja nur wirklich als Verhältnisse von *Dingen*, und eben darum müssen die Dinge, die in diesen Verhältnissen stehen, auch ihrerseits die Verhältnisseigenschaften *reflektieren*. Wie also bringen wir die im erscheinenden Widerspruch der Wertform präsentierte abstrakte Gleichheit als Eigenschaft eines Dinges zum Ausdruck? Gar nicht anders als dadurch, dass wir unverzüglich eines der Dinge, die im Wertverhältnis zueinander stehen, auswählen und als *Maßeinheit setzen* bzw. einsetzen. Das heißt: Die durch die Wertform präsentierte Äquivalenz hat ihre – mit Hegel zu sprechen – „Reflexion in sich“ in der Eigenschaft der äquivalenten Dinge, *Einheiten* oder *Zusammensetzungen aus Einheiten* zu sein. Einheit zu sein, ist die Dingeigenschaft, die die Verhältnisseigenschaft, Äquivalenz zu sein, *widerspiegelt*, reflektiert.²⁵ Daher stehen umgekehrt die wirklichen Dinge auch nur als Einheiten in Äquivalenzrelationen, dagegen in Wertformen *als sich verhaltende Sachen* (bzw. Personen). Und daher auch müssen wir, wenn wir diese Sachen auf den Status jener Einheiten bringen wollen, technische Mittel *erfinden*, um die analytische Identität experimentell zu erzwingen, also die Sachen in *Modelle* der Eigenschaft, Einheit zu sein, zu verwandeln. – Die Metaphysik freilich suggeriert, die Sachen seien „in Wahrheit“ nichts als Einheiten, womit sie eben in den Fetischismus der Verdinglichung verfällt, d. h., die wirklichen Sachen unter der Bedingung als *wirklich* anerkennt, dass sie sich nur *als Einheiten* verhalten, d. h. als Entitäten, welche in Fachsprachen durch Konstante bezeichnet werden und Variable ersetzen können. So gelten die Dinge als wirklich, insoweit sie als Stellvertreter von Leerstellen in abstrakt determinierten Systemen verwendbar sind.

In der theoretischen Darstellung wird nun die Aufhebung einer wirklichen Sache zur Maßeinheit unter Voraussetzung der in den Wertformen gegebenen realen Maßverhältnisse durch die Definition:

$$(4) \quad e_0 =_{df} \frac{n_1}{n_1} e_1$$

dargestellt. Sie besagt, dass der n_1 -Teil des Teilprodukts von (1) als der geltende Maßstab zur Bewertung angenommen worden ist. Selbstverständlich kann solcher Maßstab auch durch irgendeinen anderen Teil des gesellschaftlichen Gesamtprodukts gewonnen werden. Es kommt hier nur darauf an, dass dieser Teil selbst im Maßverhältnis steht, ihm nicht äußerlich entgegengesetzt ist (er wäre dann ein *Scheinmaßstab*, mit dem man natürlich auch rechnen kann).

Mit der Definition (4) ist klar, dass die im Wertverhältnis stehende Sache e_1 selbst einen

²⁵ Dass die Gedanken die Sachverhalte der Realität widerspiegeln, ist eine Feststellung der materialistischen Erkenntnistheorie. Wie aber die Dinge zu Spiegeln, ihrer Eigenschaften werden, das ist die bedeutungsvolle Frage, mit der die dialektisch-materialistische Erkenntnistheorie konfrontiert ist. Die metaphysisch-materialistische Gnoseologie weiß darauf nur zu antworten: Die Spiegel, die ihr verwendet, spiegeln die wirkliche Welt. Und so suggeriert sie sich die wirkliche Welt als eine Welt von Spiegeln - und weiß es nicht.

dinglichen Wert hat. Er ist genau durch das gegeben, was Marx auch den „Preisausdruck“ nennt, wenn von ökonomischen Werten die Rede ist:

$$(5) \quad e_1 = e_0.$$

Dass diese Gleichheit nun eine Äquivalenz im mathematischen Sinne ist, kann unter Verwendung der Definition (4) *theoretisch* (logisch) bewiesen werden. Und weiter kann man unter Anwendung der Gesetze der linearen Algebra ermitteln, dass

$$(6) \quad e_2 = \frac{n_{13}n_{21} + n_{21}n_{23} + n_{31}n_{23}}{n_{12}n_{23} + n_{12}n_{13} + n_{13}n_{32}} e_0$$

und

$$(7) \quad e_3 = \frac{n_{12}n_{31} + n_{21}n_{32} + n_{31}n_{32}}{n_{12}n_{13} + n_{12}n_{23} + n_{13}n_{32}} e_0$$

gilt. Mit anderen Worten: Wenn wir unter Voraussetzung der realen Maßverhältnisse, der wirklichen Wertverhältnisse in unserem Drei-Teilarbeiter-System dazu übergehen, die Gebrauchswerteinheit e_i als Maßstab (Maßeinheit) des Werts des Produkts und seiner Teile einzuführen, so haben wir den durch das Wertverhältnis als Eigenschaft dieses Verhältnisses gegebenen Wert *transformiert* (im Marxschen Sinne²⁶), d. h. in eine *Dingeigenschaft* verwandelt, nämlich, in die Eigenschaft der *objektiven* Maßeinheit. Bilden wir nun diese Eigenschaft ab, indem wir Kopien jenes Originals konstruieren (wie wir z. B. vom 40000sten Teil des Erdumfangs unsere in der Längenmessung verwendete Einheit „ein Meter“ abheben – oder abgehoben haben), so haben wir jene Dinge in der Hand, die wir „Geldscheine“ nennen, und die das Original des verdinglichten Werts zum Widerschein bringen sowie die gegenständlichen *Mittel* der ökonomischen *Rechnung* sind. Diese verdinglichten Werte heißen in der Ökonomie „Preise“, wenn sie als Tauschwerte die tatsächlichen Gebrauchswerte ersetzen.

Im Gegensatz zu den Wertformen (1a) bis (3a) sind die Beziehungen (5) bis (7) Relationen zwischen verdinglichten Werten. Als solche *Werterelationen* sind sie die analytischen Aufhebungen der zugrunde liegenden Wertverhältnisse in unserem Drei-Teilarbeiter-System. Relationen dieser Art sind es immer, wenn von der analytischen Methode im *Unterschied* zur dialektischen die Rede ist.

Setzen wir nun die in Sraffas Beispiel angenommenen Zahlen in die Ausdrucksformen (6) und (7) ein, so ermitteln wir die folgenden Äquivalenzen:

$$(8) \quad 10 \text{ qr Weizen} = 1 \text{ t Eisen,}$$

$$(9) \quad 2 \text{ Schweine} = 1 \text{ t Eisen.}$$

²⁶ Vgl.: K. Marx: Das Kapital. 3.Bd. A. a. O., S. 164ff. Die so häufig unverstandene Theorie der Transformation der Werte in die Preise hat den Übergang von dialektischen Wertverhältnissen zu analytischen Relationen zwischen Wertdingen zum Inhalt. Sie betrifft also jenes Phänomen, das man als Übergang von einem Größenverhältnis zu einer Größengleichung mit Proportionalitätsfaktor durchaus schon kennt.

Damit ist entschieden: Obwohl der Gemeinaustausch *äquivalent* erfolgt (bzw. bei einfacher Reproduktion erfolgen *muss*), wird der *Individualaustausch nichtäquivalent* vollzogen, Mit (8) und (9) gilt nämlich logisch notwendig auch:

(10) 90 qr Weizen < 12 t Eisen und

(11) 120 qr Weizen > 18 Schweine.

Der Teilarbeiter (1) gibt also dem Teilarbeiter (2) im *Interesse* des äquivalenten Gemeinaustauschs *weniger* an verdinglichtem Wert, als er von diesem bekommt, und er gibt im selben Interesse dem Teilarbeiter (3) *mehr* an verdinglichtem Wert, als er von diesem bekommt. Die Annahmen der abstrakten Gleichheit namens des „Rechts“, das ein rohes Recht wäre, würden die einfache Reproduktion unseres Drei-Teilarbeiter-Systems durcheinanderbringen, d. h. zu Reproduktionsverlusten führen. Stellte sich (2) nämlich auf den Standpunkt, dass er von (1) ja nur Produkte im verdinglichten Werte von genau 9 t Eisen bekommt, daher (1) auch nur 9 t seines Teilprodukts liefern wolle, so bliebe er auf 3 t Eisen sitzen, die der Gemeineigentümer als Verlust abbuchen müsste. Entsprechendes gilt in den anderen Fällen.

Wir sehen also, dass der Übergang von der individuellen Wertform, die im Kapitalismus zugleich die *bürgerliche* Wertform ist²⁷, zur Wertform des Gemeinaustauschs, die nach unserer Auffassung die *sozialistische* Wertform ist, bezüglich des individuellen Austauschs im Gemeineigentum die unabweisbare Konsequenz des nichtäquivalenten Austausches hat. Der Tausch erfolgt hier nicht auf Grund von Gleichheit, sondern auf Grund von *Ungleichheit*, d. h. als gegenständliche Realisierung von *Ordnungsrelationen* im mathematischen Sinne. Mit der Wertform des äquivalenten Gemeinaustauschs entdecken wir also Ungleichheiten als Wertformen des Individualaustauschs im Gemeineigentum. Die praktischen Konsequenzen solcher Feststellung sind gewiss nicht zu übersehen.

²⁷ Über die Notwendigkeit der Unterscheidung des politisch-ökonomischen Inhalts einer Wertform von ihrem, philosophischen vgl.: H. Wagner: Die Darstellung der Wertformanalyse und Wertformentwicklung durch Marx und ihre methodologische Bedeutung in der Gegenwart. In: DZfPh. Heft 2/1980. S. 197 ff. Über Gesichtspunkte der philosophischen Auffassung der Wertformen vgl.: P. Ruben Philosophie und Mathematik. Leipzig 1979. S. 92 ff. (Vgl. hierzu auch www.peter-ruben.de – Anmerkung der Herausgeber)